

## Redemanuskript

### Professor Dr. Albert-Peter Rethmann: Weltkirche und Mission

Akademischer Festakt  
zur Gründung des Instituts für Weltkirche und Mission  
an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen  
am 29.6.2009

Sehr geehrte Herren Bischöfe, verehrte Gäste von nah und fern,  
liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende und Freunde,  
das Institut für Weltkirche und Mission an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen wird am Fest der Apostel Petrus und Paulus, zum Abschluss des Paulusjahres gegründet. Die differenzierte missionarische Dynamik der beiden unterschiedlichen Apostel legt es nahe, die beiden Aspekte „Weltkirche“ und „Mission“ von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Die Beschäftigung mit diesem Thema ist – das wissen Sie ebenso wie ich – so selbstverständlich nicht, wie man vielleicht auf den ersten Blick meinen könnte.

#### 1. Kirche als Weltkirche

„Weltkirche und Mission“ – der erste Bestandteil des Themas leuchtet schnell ein. Wir sind als katholische Christen eine welt-weite Familie. Es zeichnet uns aus, dass wir nicht in nationalistisch engen Grenzen denken. Oder wenigstens ist das unser Anspruch. Unter Christen gibt es keine Ausländer. In der christlichen Gemeinde und Gemeinschaft, in der Kirche gibt es nicht mehr – wie Paulus schreibt – die Einteilung der Menschen in Juden und Griechen, Knechte und Freie, Männer und Frauen (Gal 3,21), und erst recht nicht in der Weise, dass sich die einen von den anderen absetzen, sich über sie erheben. In der christlichen Gemeinde, in der Kirche sollen diese Grenzen aufgehoben werden. Hier ist die egalisierende Wirkung des Evangeliums angesprochen; denn, so sagt Paulus, „ihr seid einer in Christus Jesus“ (Gal 3,26). Und aus seiner Verbindung zu Christus und dem Bewusstsein von Gott geschaffen und unbedingt gewollt zu sein, darf der Einzelne wiederum das Bewusstsein seiner Würde, Einzigartigkeit und Stärke schöpfen. Das Entscheidende ist: Kirche als Kirche Jesu Christi kann sich nur als Grenzen überwindende verstehen, will sie ihrer Identität treu bleiben. Kirche *ist* Weltkirche, und zwar wesentlich – und das fängt schon hier in Deutschland an, hört aber eben nicht hier auf.

Das ist eine Erfahrung, die wir vielfach im Ausland machen können: Es ist eine Freude zu erfahren, dass wir uns – egal wohin wir kommen – in jeder katholischen Kirche zuhause wissen dürfen. Wir sind keine Fremden.

Ich selbst habe viele Jahre im Ausland gelebt, vor allem im mittel-ost-europäischen Raum. Diese Erfahrungen, aber auch viele Gespräche mit Migrantinnen und Migranten in Deutschland lassen mich fragen – bei allem Bewusstsein der Katholizität, Weltoffenheit unserer Kirche: Leben wir in unseren Gemeinden in diesem Sinn schon in ausreichendem Maß grenzüberschreitende Kirche, Weltkirche? Ich habe manchmal meine Zweifel. Fühlen sich bei uns Menschen angesprochen, die die Schwelle zu überschreiten wagen oder dabei sind, es zu versuchen? Fühlen sich solche Menschen bei uns willkommen? In der Kirche am Sonntag, nach dem Gottesdienst, wenn jemand ein Gespräch sucht, in unseren Gruppen, Verbänden, Gemeinschaften usw...? Kirche ist nur dann sie selbst, wenn sie Weltkirche ist, wenn sie Grenzen überwindet, wenn sie nicht zum nach außen abgeschlossenen Club wird und sich nicht auf die ihr gewohnten, letztlich engen Milieus fixiert.

Wenn wir hier und heute, in Deutschland, das neue Institut für Weltkirche und Mission gründen, dann tun wir das in dem Bewusstsein der weltweiten Verbundenheit der Christen. Wir wollen ein Zeichen setzen, dass uns als deutscher Kirche der Austausch mit der Weltkirche nicht nur ein Anliegen neben vielen anderen ist, sondern wir dass auf den Austausch der Gaben, die jedes Volk mitbringt und in die Gemeinschaft einbringt, angewiesen sind.

Weltkirchliches Engagement in Deutschland ist schon lange keine Einbahnstraße mehr. Schauen Sie beispielsweise auf die geistliche Methode des Bibelteilens, die aus der afrikanischen Kirche kommt und christliche Gemeinden und Gemeinschaften in Europa, auch in Deutschland, und Asien inspiriert hat. Wir wollen den Austausch mit den Völkern in Afrika, im Mittleren Orient, in Asien, in Lateinamerika, aber auch mit den für die meisten von uns oft ebenfalls weitgehend unbekanntem Völkern Mittel-Ost- und Ost-Europas und dem Balkan.

Manchmal denke ich, dass uns auch die Migranten in Deutschland, einschließlich der ausländischen Priester, die in Deutschland arbeiten oder studieren, eine Hilfe sein könnten, dass das weltkirchliche Bewusstsein in unseren Gemeinden und Gemeinschaften wächst. Dazu ist es natürlich notwendig, dass wir uns für sie als Menschen und für ihren kulturellen Hintergrund, aus dem sie kommen, interessieren. Die Chance, dass Menschen aus Polen und Rumänien, aus dem Kongo und aus Indien, aus Chile, aus dem Irak und Vietnam unter uns leben, sollten wir noch viel mehr als bisher realisieren und in die bewusste Gestaltung unseres kirchlichen Lebens einbeziehen.

Es geht darum, gemeinsam Antworten zu finden aus dem Geist des Evangeliums. Und das ist ein nie abgeschlossenes Projekt. Und in diesem Projekt wissen wir uns auch verbunden mit den Schwestern und Brüdern, mit den Theologinnen und Theologen, Christinnen und Christen der Kirchen der Orthodoxie und der Reformation. Wir sind gemeinsam aufgerufen, Antworten zu finden, wie humanes Leben und gerechte Verhältnisse in dieser Welt aus dem Evangelium heraus gestaltet werden können. Das Institut für Weltkirche und Mission in Frankfurt Sankt Georgen will ein Forum für diese Suche sein. Und ich freue mich dabei auf die Zusammenarbeit insbesondere mit den kirchlichen Hilfswerken und Ordensgemeinschaften, die in Deutschland bereits eine lange und reiche Erfahrung auf diesem Gebiet haben.

Ich freue mich, dass Sie heute alle gekommen sind. Meine Hoffnung ist, dass es uns gemeinsam immer mehr gelingt, das Bewusstsein der Katholizität im Sinne der Weltgemeinschaft in unserer deutschen Kirche wach zu halten, zu vertiefen und die Kirche missionarisch zu bewegen. Damit meine ich nicht nur die Veranstaltung von internationalen Festen – das gerne auch – aber insbesondere auch den theologischen Austausch, der uns davor bewahrt zu meinen, dass es reicht, unsere deutschen oder europäischen Fragen und Probleme in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen. Weltkirchlich denken lernen heißt auch, in gesunder Weise Abstand von den Problemen der eigenen kleinen Welt zu gewinnen – um dann auch die eigenen Probleme kraftvoll angehen und die eigene Welt engagiert gestalten zu können. Vielleicht dann aber mit etwas größerer Gelassenheit und innerer Freiheit.

Ich meine, das ist plausibel: Wir sind Weltkirche – und das ist nicht nur deskriptiv, sondern auch als Anspruch gemeint.

Unser Thema heudet lautet aber: Weltkirche – und Mission. Wie ist das nun aber mit dem Gedanken der Mission?

## **2. Die Krise des Missionsbegriffs**

Ich habe den Eindruck, dass uns das Wort Mission schon einmal leichter über die Lippen ging:

- in einer Zeit, in der wir glaubten, dass ohne explizite Taufe ein Mensch nicht zum ewigen Heil findet;
- in einer Zeit, in der wir recht eurozentrisch glaubten, den Menschen in anderen Teilen der Welt Kultur und Religion erst noch bringen zu müssen. Schauen wir uns nur die Berichte der ersten italienischen Missionare im Kongo in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an. Sie waren wirklich der Meinung, man müsse dieser Welt von „bizarren Gebräuchen und satanischen Sitten“ erst die „Ordnung, die Wahrheit, die ewigen Normen bringen“, um die

Menschen so, von der tierischen zur menschlichen Haltung, von der Barbarei zur Gesittung, von den Lügen der Zauberei und des Götzendienstes zum Licht der Vernunft und des Glaubens zu führen.<sup>1</sup> Deshalb ist die Missionsgeschichte über Jahrhunderte und in vielen Teilen der Welt eng verwoben mit der Kolonisierungsgeschichte. Und dabei war nicht immer die Freiheit jedes Menschen respektiert, den Glauben an den Gott Jesu Christi anzunehmen – oder ihn auch abzulehnen. Die Freiheit, die den wahren Glauben erst ermöglicht.

Und an diesen beiden Punkten setzt dann ja auch die grundsätzliche neuzeitliche Krise des Missionsbegriffs an:

Wir wissen, dass sich Gottes Gnade nicht auf den Raum der expliziten verfassten katholischen Kirche beschränken lässt.<sup>2</sup> Gottes Gnade wirkt auch in Menschen, die aus welchen Gründen auch immer, den Gott Jesu Christi als für sich nicht oder noch nicht relevant und lebendig erfahren haben.

Wir wissen zudem – spätestens seit der Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Religionsfreiheit „Dignitatis humanae“ (DH), dass der Kern des Glaubens in dem freien Ja zum Gott Jesu Christi besteht – und kein Mensch gezwungen werden kann, einen bestimmten Glauben abzulegen oder anzunehmen. Ernst-Wolfgang Böckenförde spricht hier mit Blick auf das Konzil von einer „kopernikanische(n) Wende vom Recht der Wahrheit zum Recht der Person“<sup>3</sup>, die insbesondere mit der Erklärung „Dignitatis humanae“ vollzogen wurde. DH gibt damit weder den Wahrheitsanspruch der christlichen Religion auf noch die Verpflichtung jedes Menschen, nach der Wahrheit zu suchen. Neu aber ist, dass die weltliche Gewalt in dieser Frage für nicht zuständig erklärt wird; denn die Glaubensentscheidung ist eine persönliche, d.h. innere und freie Gewissensentscheidung des Menschen.

Und darüber hinaus ist aus theologischer Sicht zu sagen: Die Hinwendung zu Gott transzendiert, übersteigt ihrem Wesen nach die irdische und zeitliche Ordnung. (DH 3) Mit dieser Aussage wird die Idee eines katholischen oder christlichen Staates, der die Interessen der Kirche mit seinen Machtmitteln durchsetzt, endgültig aufgegeben. Mission im Gefolge von Kolonialisierung ist damit nicht mehr denkbar.

Aber wie können wir auf diesem Hintergrund heute den Sinn, den theologischen Kern christlicher Mission verstehen?

---

<sup>1</sup> Mudimbe-Boyi Mbulamwanza, Testi e immagini. La missione del Congo nelle relazioni dei cappuccini italiani 1645-1700, Thèse Lubumbashi 1977.

<sup>2</sup> Johannes Paul II., Redemptoris missio, 1990, 10.

<sup>3</sup> E.W. Böckenförde, Religionsfreiheit als Aufgabe der Christen. Gedanken eines Juristen zu den Diskussionen auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1965), in: ders., Kirchlicher Auftrag und politische Entscheidung, Freiburg/Br. 1973, 72ff.

### **3. Die Kulturfähigkeit des Christentums**

In den 2000 Jahren seit der Geburt Jesu haben wir erfahren, dass der christliche Glaube kulturfähig ist – und zwar in dem Sinne, dass er nicht eine totale Gegenkultur zur herrschenden Kultur darstellen will. Wahrer christlicher Glaube zerstört keine menschliche Kultur. Er ist vielmehr in der Lage, Elemente der gelebten Kultur aufzunehmen und gleichzeitig diese Lebenskultur durch eigene Akzentsetzungen, Horizontverschiebungen und Sinnstiftung entscheidend mitzuprägen. Das missionarische Paradigma heißt nicht: Zerstörung des Alten, Einpfropfen eines etwas völlig Neuen: Das kulturelle Paradigma des Christentums heißt: annehmen und einen neuen Sinn geben, annehmen und weiten, dem Evangelium treu sein, aber auch selbst von der Begegnung mit einer neuen Kultur verändert und bereichert werden. Das spiegelt sich bereits in den Evangelien des Neuen Testaments, die die Botschaft Jesu Christi in die unterschiedlichen kulturellen Kontexte jüdisch oder griechisch geprägter Gemeinden hineinsprechen. Das sehen wir aber auch an dem Lebenswerk so großer Missionare wie des italienischen Jesuiten und Chinamissionars Matteo Ricci, dessen 400. Todestag wir im nächsten Jahr begehen werden. Was war das Geheimnis der Bemühungen von Matteo Ricci und seiner Gefährten?

Mehr als ihre Vorgänger versuchten sie die Menschen in China und ihre Hochkultur zu verstehen. Mit großem Respekt begegneten sie nach dem Zeugnis ihrer Zeitgenossen dieser Kultur. Sie wählten bewusst ein Leben unter den Chinesen, um deren Denken zu verstehen. Vielleicht können wir ihr Bemühen beschreiben als Mission durch Interaktion. Den Respekt, den Ricci und seine Mitbrüder erworben hatten – noch vor jeder Glaubensverkündigung – drückte der Statthalter der Provinz Kanton, wo sie lebten, mit einer Tafel aus, die er am Hauseingang der Jesuiten anbringen ließ: „Menschen lauterer Sinnes sind vom Abendland gekommen.“ Auf der Basis dieses Vertrauens konnten sie es dann beispielsweise wagen, Elemente der christlichen Ethik in Sinnsprüchen auszudrücken, wie es in der chinesischen zeitgenössischen Kultur üblich war. Es wird berichtet, dass P. Ruggieri darüber hinaus mit einem kleinen Katechismus in Gesprächsform an die Öffentlichkeit trat. Die höchsten Mandarine betrachteten es als Ehre, wenn sie ein solches Büchlein als Geschenk erhielten. Matteo Ricci und die Jesuiten um ihn gewannen durch ihre dialogische Art, Ricci auch durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Geographie, Kosmographie, Astronomie und Kartographie hohen Respekt bis hin an den Hof des Kaisers in Peking. Ricci war der Begründer einer neuartigen Art von Mission, die die Inkulturation des Christentums – er nannte sie Akkomodation – ernst nahm. Sein Bemühen war es, die Begriffe des Glaubens und den Sinn der Liturgie in ungewohnte kulturell

geprägte Formen zu gießen. Mission als Interaktion. Eine Interaktion, die die Inkulturation des Glaubens, der schon bei den Verfassern der Evangelien begann, fortschreibt. Es lohnt sich, dem noch weiter nachzugehen, als das im Rahmen dieser Überlegungen möglich ist. Ich hoffe, dass das nächste Jahr als Ricci-Gedenkjahr einen Beitrag dazu leisten kann.

Schon hier sehen wir: Jede konkrete und kulturell geprägte Verkündigung des Evangeliums ist notwendig dialogisch – sie nimmt kulturelle Elemente auf, um anschlussfähig zu sein für die Menschen, die in diesem Denken leben und ihre Identität definieren. Sie nimmt Elemente dieses Denkens auf und inkarniert sich in einer Weise, die auch die Botschaft selbst insofern neu verstehen lässt, als deutlich wird: Die Botschaft des Evangeliums ist nicht schon ausgeschöpft mit den Worten und philosophischen Konzepten, mit denen sie bis dahin gesagt und verstanden wurde. Die Kraft des Evangeliums ist mehr als das, was *eine* theologische Schule, *eine* Generation, *eine* Kultur auszudrücken in der Lage ist. Gottes Geist selbst, der in der Verkündigung des Evangeliums wirksam ist, ist schöpferisch. Er ist nicht erschöpft mit der einmaligen Formulierung dessen, was Jesus über Gott sagen und leben wollte, was er erfahren hat und wie er seine Erfahrung gedeutet hat.

Hier scheint bereits ein wichtiger Aspekt auf, der notwendig mit dem Missionsbegriff verbunden ist und der der christlichen Mission eine unabgeschlossene und unabschließbare Dynamik verleiht: Wenn wir missionarisch Kirche sein wollen, brauchen wir einen echten kulturellen und interkulturellen Dialog. Wenn wir missionarisch Kirche sein wollen, gilt es, Gottes schöpferischem Geist Raum zu geben, damit er in der Kirche der Völker und durch sie wirken kann.

Dabei machen wir aber auch immer wieder die Erfahrung, dass Menschen sich nicht für die christliche Botschaft ansprechen lassen, sondern verwurzelt sind in einer anderen Religion: als Juden und Muslime, als Hindus, Buddhisten oder Angehörige von regionalen oder weltweit verbreiteten Religionen und Kulturen. Oder auch als Menschen, die bewusst ohne verfasste Religion leben wollen. Wir leben aber in einer Gesellschaft, in einer Welt, die es human zu gestalten gilt und die wir nur gemeinsam gestalten können – mit allen, die in ihr leben. Wir sehen die Notwendigkeit des interreligiösen Dialogs.

Aber wie hängt das nun alles miteinander zusammen: interreligiöser Dialog, Respekt vor der Kultur des anderen Menschen, des anderen Volkes, der geistigen und geistlichen Orientierung des anderen – und der Missionsgedanke? Die Frage stellt sich uns also noch viel radikaler als wir anfangs meinten: Es geht nicht nur um die Frage, ob wir noch ausreichend missionarisch sind, ob

wir nicht müde geworden sind und ein Aufgewecktwerden benötigen. Die Frage lautet viel radikaler: Dürfen wir überhaupt Mission betreiben – gerade weil doch der Respekt vor den Überzeugungen des anderen das erste Gebot ist, das in der Menschenwürde jedes einzelnen Menschen gründet?<sup>4</sup>

#### **4. Missionsgeschichte als Quelle der Selbstkritik und der Inspiration**

Schauen wir auf das Zeugnis des Neuen Testaments, sehen wir, dass die Kirche aus dem Glauben lebt, dass sich Jahwe im Bund mit Israel ein Volk erwählt hat, dem er seine besondere Nähe und Sorge erweisen wollte – dies aber nicht in einem ethnisch abgeschlossenen Partikularismus, sondern immer im Blick auf alle Völker – wenn wir nur an die alttestamentliche Vision von der Völkerwallfahrt nach Jerusalem denken (Jes 2,2-3). Für die junge christliche Gemeinde ist es derselbe Jahwe, den wir nun als den Gott und Vater Jesu Christi erkennen, der sich ein neues Volk, die Kirche, sammelt, nun aber aus *allen* Völkern, um der gesamten Menschheit das Heil zu verkünden und zu vermitteln.<sup>5</sup> Hier liegt der Grund des missionarischen Selbstverständnisses der Kirche.

Der Missionsbegriff ist allerdings – das klang bereits an – auch ein vielfach missverstandener. Er ist ein verletzter Begriff – gerade durch die enge Verbindung von Missions- und Kolonialisierungsgeschichte. Aber dennoch: Die christliche Mission hat – von außen angestoßen, aber nicht zuletzt auch durch die *eigene* Besinnung auf ihre Wurzeln, auf das Evangelium – zu einer kritischen Selbstreflexion und Neuorientierung gefunden.

Schauen wir uns nur in der frühen Neuzeit so wichtige Persönlichkeiten wie die spanischen Dominikaner Bartolomé de Las Casas oder Francisco de Vitoria aus der Schule von Salamanca<sup>6</sup> und andere an. Die Kernthese de Las Casas' lautete – als Reaktion auf die spanischen Missionen in Lateinamerika im Gefolge der spanischen Kolonisierer: Es darf prinzipiell nur eine einzige Art und Weise geben, die Menschen die wahre Religion zu lehren, „nämlich die Überzeugung der Vernunft durch Gründe und die sanfte Anlockung und Ermunterung des Willens (*intellectus rationibus persuasivus et voluntatis suaviter allectivus vel exhortativus*)“.<sup>7</sup>

In seinem Beitrag zu de Vitoria und de Las Casas verweist Michael Sievernich darauf, dass von dieser These dann auch die im Jahr 1537 veröffentlichte Bulle „Sublimis Deus“ von Papst Paul

---

<sup>4</sup> Vgl. Johannes Paul II., *Redemptoris missio*, 4.

<sup>5</sup> Walbert Bühlmann, *Wenn Gott zu allen Menschen geht. Für eine neue Erfahrung der Auserwählung*, Freiburg 1981, 66-70.

<sup>6</sup> Vgl. Michael Sievernich, *Toleranz und Kommunikation. Das Recht auf Mission bei Francisco de Vitoria*, in: *Die Ordnung der Praxis. Neue Studien zur Spanischen Spätscholastik*, hrsg. von Frank Grunert und Kurt Seelmann, Tübingen 2001, 183-203.

<sup>7</sup> Bartolomé de Las Casas, *De unico modo vocationis omnium gentium ad veram religionem* (1534, später überarbeitet, als Fragment veröffentlicht 1942, zitiert nach: Michael Sievernich, *Toleranz* (Anm. 6), 184.

III. beeinflusst war. Darin verteidigt der Papst – in starkem Kontrast zur Kolonialpolitik der Spanier und Portugiesen – die Freiheit und den Besitz der Indianer, verbietet ihre Versklavung, bestätigt ihre damals nicht unumstrittene Fähigkeit zum christlichen Glauben und empfiehlt als Missionsmethode, „die Indianer durch Verkündigung des Wortes Gottes und das Beispiel eines guten Lebens zum Glauben an Christus einzuladen“. Die Bulle benutzt hier das Wort „invitare – einladen“. Ohne Zwang. Ohne Gewalt. Freiheit ist das Entscheidende.

Gerade aus der Tatsache, dass der Missionsbegriff immer wieder aus der Mitte der Theologie und auf der Grundlage der Botschaft des Evangeliums kritisch reflektiert und einer relecture unterzogen wurde, ergibt sich auch heute die Möglichkeit und ich meine auch: die Notwendigkeit, den Missionsbegriff nicht vorschnell aufzugeben. Die Missionsgeschichte zeugt – neben manchen Fehlentwicklungen – von der erneuernden Kraft des Evangeliums, das nicht nur der Inhalt, sondern auch der Maßstab der christlichen Mission selbst ist. Deshalb darf eine Missionsgeschichte zurecht auch auf die reiche Tradition christlicher Mission verweisen und Beispiele bezeugen, wie die Begegnung von christlichem Glauben und traditioneller Kultur gelingen kann. Mit dem Bemühen um die Weitergabe des Evangeliums im Rahmen der Missionstätigkeit der Kirche war auch in der Vergangenheit – wenigstens in den gelungenen Fällen – die Anerkennung und Wertschätzung der anderen Kultur verbunden.

So erschien die von Alfons de Molina erarbeitete Grammatik der im Atzeckenreich benutzten Sprache (Náhuatl) schon vor der ersten deutschen Grammatik (1573). Das Grundlagenpapier der Deutschen Bischofskonferenz „Allen Völkern sein Heil“ aus dem Jahr 2004 weist darauf hin. Oder ein weiteres Beispiel: Der französische Missionar Alexandre de Rhodes (1593-1660) begründete im 17. Jahrhundert die Schreibweise des Vietnamesischen, die noch heute in Gebrauch ist. Denken Sie auch an die Kirchenmusik, die in den von den Jesuiten geleiteten Reduktionen in Paraguay und Bolivien entstand: eine Verbindung von traditioneller europäischer Kirchenmusik mit der traditionellen Musik der Indianer. Mir gefällt die Formulierung des Grundlagenpapiers: „Weltmission heißt, Grenzen zu den Anderen hin zu überschreiten und ihnen in Respekt vor ihrer Andersheit das Evangelium so glaubwürdig zu bezeugen und zu verkünden, dass sie sich eingeladen wissen, Jesus nachzufolgen und sein Evangelium anzunehmen.“ Die französische Bischofskonferenz hat ihren Überlegungen zur Verkündigung des Evangeliums heute den Titel gegeben „Proposer la foi – Den Glauben anbieten“.<sup>8</sup> Genau darum geht es: die Botschaft Jesu Christi, den Gott Jesu Christi durch das eigene Leben und Sprechen so

---

<sup>8</sup> Proposer la foi dans la société actuelle. Lettre aux catholiques de France, Paris 1999.

überzeugend zu verkündigen, dass Menschen sich eingeladen *fühlen* und eingeladen *wissen*, sich auf den Weg einzulassen, den Jesus Christus gelebt und gedeutet hat.

Und hier wird auch deutlich, dass für Menschen in der Nachfolge Jesu kein Entweder-Oder besteht in Bezug auf Glaubensverkündigung auf der einen Seite und Engagement für soziale Gerechtigkeit auf der anderen, in Bezug auf das Zeugnisgeben für die Suchenden und einen aufrichtigen Dialog zwischen den Religionen. Es geht nicht um ein Entweder-Oder, sondern um ein Sowohl-Als auch.

Außerdem: Was ist die Alternative zur Mission? Sich selbstzufrieden zurücklehnen in die wohltemperierten Wände der Gleichgesinnten? Kirche ist keine Kuschelgruppe. Sie hat eine Mission. Es ist die Sendung Jesus Christi, an der sie teilhat. Und diese liegt darin, der Welt in Wort und Tat zu bezeugen: Der Mensch ist befreit und erlöst durch Gott. Und damit ist er befreit, den Dienst der Versöhnung in der Welt zu leben, die Welt als eine versöhnte und gerechte im Sinne Gottes und aus seinem Geist zu gestalten. Und wie sehr die Welt diese Versöhnung und den Dienst an der Gerechtigkeit benötigt, wird uns jeden Tag neu vor Augen geführt.

## **5. Vier Dimensionen des Missionsbegriffs**

Die Quelle jeder christlichen Mission ist die Liebe Gottes, die in seinem Sohn Jesus Christus sichtbar geworden ist. Christen begeben sich in diese Liebesbewegung des Vaters zu den Menschen hinein. Und dann hat der Gedanke der Mission verschiedene Dimensionen:

### **(1) Im Zentrum der Verkündigung des Evangeliums steht die Person Jesu Christi.**

Er ist es, in dem die grenzenlose Liebe des Vaters sichtbar in die Welt gekommen ist.

Er ist es, mit dem ein neues Bild von Gott in die Welt gekommen ist: Gott nicht der Gesetzeshüter, sondern der, dessen Sehnsucht es ist, dass der Mensch die **Freiheit** findet, die erst zu echter Liebe befähigt. In Jesus Christus finden wir den Gott, der den Menschen aus der dunkelsten Dunkelheit der Welt befreit und den Tod überwindet; der neues Leben schenkt, wo der Mensch mit seinem Latein am Ende ist. Dieser Gott Jesu Christi steht im Mittelpunkt jeder Mission. Er ist unsere Mission. Unsere Mission ist eine theo-logische.<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Evangelii nuntiandi, 26: Es ist nützlich, daran zu erinnern: Evangelisieren besagt, zuallererst, auf einfache und direkte Weise Zeugnis zu geben von Gott, der sich durch Jesus Christus offenbart hat im Heiligen Geist. Zeugnis davon zu geben, daß er in seinem Sohn die Welt geliebt hat; daß er in seinem menschengewordenen Wort allen Dingen das Dasein gegeben und die Menschen zum ewigen Leben berufen hat. Dieses Zeugnis von Gott wird vielleicht für viele den unbekanntem Gott mitbezeichnen, den sie anbeten, ohne ihm einen Namen zu geben, oder den sie auf Grund eines verborgenen Antriebs ihres Herzens suchen, wenn sie erfahren, wie hohl alle Idole sind. Es wird aber erst zur wirklichen Evangelisierung, wenn aufgezeigt wird, daß der Schöpfer für den Menschen keine anonyme und

Das heißt auch: Unsere Menschensorge soll auf die Liebe Gottes hin transparent werden. Und dann sind nicht zu trennen: die Bemühungen um eine gesamt menschliche Entwicklung, das politische Bemühen um gerechte Verhältnisse in Lateinamerika, der Einsatz für Bildung in Indien, das finanzielle Engagement im Rahmen von Mikrofinanzsystemen in Asien und Lateinamerika, der Einsatz bei der HIV/AIDS-Prävention und -Therapie in Afrika und vieles mehr – und das Sprechen vom Gott Jesu Christi, dem es um den Menschen als ganzen ging; um den Menschen, der Brot braucht, den das Brot allein aber eben nicht satt macht. (Mt 4,4)

## **(2) Christliche Mission ist eine dialogische.**

Die christliche Botschaft kann nur in Freiheit angenommen werden. Und diese Annahme fordert nicht eine Aufgabe der eigenen Identität, sondern stellt die eigene Identität in einen größeren Zusammenhang. Wenn wir gesagt haben, dass der christliche Glaube kulturfähig ist, heißt das, dass er fähig ist, sich zu inkulturieren, dass er Kultur, Lebenskultur, gestalten kann. Dass er fähig ist, sich in verschiedene Lebenskulturen hinein zu inkarnieren. Und das gilt sowohl mit Blick auf die großen Kulturen der Welt. Das empfinden wir aber als Chance und Herausforderung gleichzeitig auch mit Blick auf die vielen Subkulturen und Milieus, in denen wir uns in den europäischen Gesellschaften bewegen. Wir dürfen wenn wir von Inkulturation sprechen, nicht nur die Kultur der Eliten im Auge haben, sondern auch die Kulturen und Subkulturen der Marginalisierten, der Ausgeschlossenen, Vergessenen und Armen.

Das, was Alfons Auer mit Blick auf die Beziehung von Glaube und Leben, von Weltethos und Heilsethos formuliert hat<sup>10</sup>, können wir *cum grano salis* auch auf den Zusammenhang unserer Fragestellung übertragen. Es geht um die integrierende, kritisierende und stimulierende Funktion des Glaubens mit Blick auf das gelebte, kulturell geprägte Leben.

(a) Der Glaube an den Gott Jesu Christi wirkt mit Blick auf eine bestehende Kultur zum einen *integrierend*. Er ist in der Lage, Elemente der gelebten Kultur aufzunehmen und diese in den größeren Zusammenhang eines Schöpfungsglaubens zu stellen, der davon ausgeht, dass alles in Gott seinen Ursprung hat und in ihm sein Ziel findet. Die kulturell gebundenen Formen des Zusammenlebens bekommen damit einen Sinn, werden geöffnet auf die umfassende Wirklichkeit Gottes hin. Sie können für den gläubigen Menschen Ausdruck seines Gottesglaubens werden.

(b) In der Begegnung von Glauben und existierender Kultur kommt es zum zweiten aber auch zu einem Dialog, der *kritisch* auf Aspekte verweist, die mit dem Glauben an den Gott Jesu Christi

---

ferne Macht ist: er ist der Vater: „Wir heißen Kinder Gottes, und wir sind es“. (1 Joh 3, 1; vgl. Röm 8, 14-17) Also sind wir untereinander Brüder in Gott.

<sup>10</sup> Vgl. Alfons Auer, *Autonome Moral und christlicher Glaube*, Düsseldorf 1971

nicht vereinbar sind. Denken wir an die Bedeutung des Individuums, die auch in der europäischen Kulturgeschichte stark geprägt wurde durch den christlichen Schöpfungs- und Erlösungsglauben. Und mit der Einsicht in die Bedeutung der individuellen Menschenwürde sind Sklaverei, aus meiner Sicht auch die Todesstrafe nicht vereinbar. Hier und in vielen anderen Fragen des menschlichen Zusammenlebens wirkt der christliche Glaube *kritisch* auf mögliche kulturelle Gegebenheiten.

Der Glaube spielt somit in der Kulturbegegnung eine integrierende, kritisierende, aber auch (c) *stimulierende* Rolle, indem er nach vorne weist und eine Entwicklung anstoßen, inspirieren und stimulieren will, die letztlich zu einer menschlicheren Welt und einem menschenwürdigeren Leben führt. „Unser Dienst am Glauben“, so drückt es die 34. Generalkongregation der Jesuiten aus, „darf weder die guten Kräfte jener Kulturen, in denen wir arbeiten, übergehen, noch darf er Fremdes von außen überstülpen. Er sucht darauf hinzuwirken, dass die von der Mitte einer Kultur ausgehende Dynamik sie zum Reich Gottes hinlenkt.“<sup>11</sup>

Dieser Prozess ist natürlich ein nach vorne nie abgeschlossener. Aber auch vor Rückschritten ist weder der einzelne noch ein Volk noch die Menschheit als ganze gefeit. Theologie und Kirche sind deshalb zur Wachheit aufgerufen. Selbst jedem noch so erhabenen daherkommenden Humanismus droht, dass er mit der Zeit mystifiziert wird, sich verabsolutiert und damit letztendlich unmenschlich wird. Die kritische Wachheit und schöpferische Kraft der Christen sollen der Welt insofern dienen, als diese nicht allein und aus sich heraus zu dem Sinn findet, der den engen Horizont des Irdischen überschreitet. Der Blick auf die Parusie Jesu Christi und die Hoffnung auf Vollendung am Ende der Zeiten sind in diesem Sinn für Christen eine Kraft, die die Welt gestalten lässt aus der Zuversicht auf die endgültige Erlösung und Befreiung und die Menschen dazu bewegt, trotz aller Widerstände und Enttäuschungen immer wieder neu zu beginnen. Christliche Eschatologie stellt keine billige Vertröstung dar, sondern motiviert zum Handeln – hier und jetzt.

Wenn wir die christliche Botschaft im Verhältnis zu den Kulturen und Milieus, in denen Menschen heute leben, auf diese Weise verstehen, wird auch deutlich, dass sie keine Fundamentalopposition zu einer bestimmten Kultur und zu den Lebensentwürfen von Menschen formulieren will. Sie will keine Gegenwelt schaffen, sondern will in die Lebenswelt der Menschen hineingesprochen werden. Dafür müssen wir diese Welt aber kennen. Und das ist heute nicht zuletzt auch hier in Europa und in Deutschland immer schwieriger, weil sich diese Welt als immer differenziertere, buntere, vielfältigere erweist. Neuere Studien zeigen auf, dass

---

<sup>11</sup> 34. Generalkongregation (1995), in: Provinzialsynode der Zentraleuropäischen Assistenz (Hg.), Dekrete der 31. bis 34. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu, München 1997, 377-560, 421.

wir als Kirche häufig nur ganz bestimmte, eng begrenzte Milieus erreichen – vielleicht weil wir uns nicht mehr ausreichend in den anderen Milieus bewegen, sie nicht kennen.

Vielleicht auch, weil wir manchmal zu wenig beachten, dass es nicht einfach um uns als die fest und richtig Glaubenden auf der einen Seite und die Ungläubigen auf der anderen Seite geht. „Die Grenzlinie zwischen Evangelium und moderner bzw. postmoderner Kultur verläuft ja quer durch das Herz eines jeden von uns. Jeder ... begegnet der Versuchung zum Unglauben zuallerst in sich selbst. Erst wenn wir mit diesem Konflikt in uns selbst umzugehen gelernt haben, können wir zu anderen von Gott reden.“<sup>12</sup>

Eines ist aber deutlich: Missionarisch Kirche sein heißt für uns in Deutschland immer mehr, dass wir uns interessieren müssen für die vielen Kulturen und Subkulturen, in denen Menschen hier leben – und ihnen eine Beheimatung in der Kirche ermöglichen, die eine Kirche aus allen Völkern, allen Schichten und Milieus sein will. Ich sage „interessieren“ und meine damit auch identifizieren, gern haben, offen sein für die unterschiedlichen Lebensweisen, die Menschen heute wählen. Es geht um den Mut zur Zeitgenossenschaft in einer säkularen Welt. „Unser Dienst im Hinblick auf Atheisten und Agnostiker besteht entweder in einer Begegnung gleichgestellter Partner im Dialog, die gemeinsame Fragen angehen – oder er bleibt hohl. Dieser Dialog wird ausgehen vom gemeinsamen Leben, vom gemeinsamen, aktiven Engagement für Entwicklung und Befreiung, von gemeinsam vertretenen Werten und gemeinsamer menschlicher Erfahrung.“<sup>13</sup>

Vielleicht ist es deshalb gar nicht so schlecht, auf diesem Hintergrund das Profil eines Missionars zu lesen, wie es das Dekret „Ad gentes“ des 2. Vatikanischen Konzils formuliert: „Der Missionar muss initiativfreudig sein, beharrlich in der Durchführung von Unternehmen und ausdauernd in Schwierigkeiten... In geistiger Aufgeschlossenheit (!) und Offenheit des Herzens muss er auf die Menschen zugehen können... Selbst fremd anmutenden Bräuchen des Volkes muss er sich ebenso wie neu entstehenden Situationen bereitwilligst anzupassen wissen.“ (Ad gentes, 25) Und das gilt für Missionare in allen Milieus, in Afrika, Asien und Lateinamerika, aber auch in den vielen Kulturen und Subkulturen Europas und Deutschlands: Das gilt für die verschiedenen Jugendkulturen und alternativen Lebensprojekte, für die Hip-Hop-Generation, die Migranten und die Hartz4-Milieus.

Ein schleichender oder offener Kulturpessimismus über die angeblich schlechten „heutigen Zeiten“ ist kontraproduktiv und entspricht nicht dem Geist des Evangeliums. Außerdem sind die heutigen Zeiten auch nicht schlechter als frühere. Sie sind anders. Das Gerede von den

---

<sup>12</sup> 34. Generalkongregation (Anm. 11), 425f.

<sup>13</sup> Ebda., 427.

schlechten Zeiten ist in vielen Fällen unangemessen und lebensstörend – und vor allem oft Ausdruck der Haltung der Alten, die die Jungen nicht mehr verstehen. Wobei mit „den Alten“ wahrhaftig nicht nur die an Jahren Alten gemeint sind. Manchmal sind die an Jahren Alten innerlich jünger und beweglicher als nachfolgende Generationen.

Kirche ist keine Sekte und will und darf kein Ghetto bilden. Religion ist auch keine ausschließliche Privatsache. Vielmehr wollen wir – zusammen mit allen anderen Mitgliedern der Gesellschaften, in denen wir uns bewegen, unser Zusammenleben mitgestalten. Das ist Teil unserer Mission. Und das ist vielleicht auch nicht das Schlechteste für eben diese Gesellschaften. In dem missionarischen Bemühen der Kirche soll eine Begegnung stattfinden zwischen dem Evangelium und dem wirklichen Leben in seinen vielfältigen Formen. „Evangelisierung“, so hat es P. Kolvenbach SJ einmal ausgedrückt, „ist ohne Inkulturation nicht möglich. Inkulturation ist der existentielle Dialog zwischen einem lebendigen Volk und dem lebendigen Evangelium.“<sup>14</sup>

Und hier sind wir schon direkt bei dem dritten Aspekt dessen, was Mission bedeutet:

### **(3) Mission bedeutet immer Inkulturation des Glaubens.**

Wir müssen uns bewusst sein, dass der christliche Glaube gar nicht anders existieren kann als in den unterschiedlichen Formen, die den unterschiedlichen Kulturen zueigen sind. Das hat zur Konsequenz, dass der, der das Evangelium Menschen anbietet, sehr aufmerksam sein muss: Er muss sich seiner kulturellen Identität bewusst sein, um nicht das Evangelium, das er verkündet, gleichzusetzen mit den Formen, die er aus den kulturellen Kontexten, in denen er lebt, aufgenommen hat. Diese Forderung ist auch nicht einfach eine strategische oder pragmatische Forderung, die aus den Kommunikationswissenschaften abgeleitet wird. Sie ergibt sich aus einer grundlegenden theologischen Überlegung:

Die Beziehung zwischen Evangelium und Kultur ist ein für alle Mal in der Person Jesu Christi festgelegt. Indem er Mensch und damit einer von uns geworden ist, hat er eine konkrete Kultur und Sprache angenommen, hat er sich inkarniert in das Leben eines Volkes und hat Anteil genommen an seinem Denken und Fühlen, seinen Haltungen und Werten. Und diesem Volk hat er das Evangelium vom Reich Gottes verkündet – wiederum ein kulturell geprägter Begriff. Jesus Christus ist ausgegangen vom Denken, Glauben und Leben dieses Volkes und hat dieses Denken, Fühlen und Glauben geweitet, indem der auf das Zentrale hingewiesen hat, von dem her alles seinen Sinn bekommt:

---

<sup>14</sup> P.-H. Kolvenbach, „Living People, Living Gospel“. Ansprache beim „International Workshop on Native Ministry“, Anishinabe, Kanada, 12.10.1993, zitiert in: 34. Generalkongregation (Anm. 11), 418.

- Er wendet sich nicht gegen den Kult, verweist aber darauf, dass das Entscheidende ist, Gott in der Wahrheit und Liebe zu dienen (Mt 5,17).
- Der Kern und die Zusammenfassung alles dessen, was der Mensch leben soll, lautet: Er soll Gott lieben mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele und den Nächsten wie sich selbst. Darin bestehen das Gesetz und die Propheten. (Mt 22,37-40). Jesus knüpft hier natürlich an die alttestamentliche Botschaft aus dem Buch Deuteronomium (Dtn 6,5) an. Er tut es in dem Geist, der auch aus dem Propheten Micha spricht: „Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir erwartet: Nichts anderes als dies: Recht tun, Güte und Treue lieben, in Ehrfurcht den Weg gehen mit deinem Gott.“ (Mi 6,8)

Und vieles mehr.

Ziel christlicher Mission ist, dass alle Menschen in der Auferstehung des Herrn selbst neu geboren werden. Mit der Inkulturation inkarniert sich also der Glaube in die Geschichte hinein und pflanzt ihr – bildhaft gesprochen – die ungeheure Kraft der Veränderung und Wandlung ein, die die österliche Kraft der Liebe mit sich bringt. Das Konzil verweist darauf, dass es der Geist Gottes ist, der allen Menschen – auf Gottes Weise – die Möglichkeit der Teilhabe gibt, an diesem Geheimnis der Auferstehung teilzuhaben. (Gaudium et spes, 22)

Damit stellt sich die Inkulturation des Glaubens nicht in Gegensatz zu einer bestimmten Kultur. Vielmehr führt der Glaube in die Kultur jene in der Tat verwandelnde Dynamik ein, die dem Geist Jesu entspricht: die Dynamik der Bergpredigt und der Seligpreisungen, den Primat des Dienens vor dem Herrschen, die Verteidigung der Kleinen und Schwachen und den Wunsch und die Bereitschaft zu universaler Versöhnung, zu einer Versöhnung die Grenzen zu überwinden bereit ist, die vielleicht unüberwindbar scheinen. Und hier sehen Christen an vielen Orten der Welt ihre Aufgabe. Als Beispiele seien nur genannt:

- das Engagement für Versöhnung nach dem Ende von Diktaturen – denken Sie an Chile und Südafrika.
- Denken Sie auch an das Bemühen von Christen um Versöhnung nach dem Ende von Genozid und ethnisch begründeter Gewalt. Ich meine den Balkan oder Ruanda und viele andere schmerzliche und manchmal aussichtslos erscheinende Konfliktsituationen auf der ganzen Welt.

Christen haben keine Rezepte und erst recht kein Monopol für den richtigen Weg. Immer wieder aber zeigt sich die Kraft und Dynamik des Geistes der Bergpredigt, der Geist, der befähigt, nicht vor den Konflikten wegzulaufen und sie zu verdrängen, sondern sich ihnen beharrlich zu stellen

und „auszuharren“, wie Paulus es sagt.<sup>15</sup> Manchmal bedeutet „Ausharren“ sogar, für die Botschaft der Versöhnung Nachteile und Verfolgung zu erleiden.

Mission will Menschen helfen, sich für den Gott Jesu Christi zu öffnen. In der Botschaft des Evangeliums und in der innersten Verbindung mit dem Gott Jesu Christi, dem Gott der Versöhnung, Gerechtigkeit und Liebe: hier findet der Gläubige die Freiheit, die ihn friedfertig, gewaltfrei und innerlich frei auch für einen aufrichtigen interreligiösen Dialog öffnet.

Und damit sind wir abschließend bei der vierten Dimension, die mit christlicher Mission immer verbunden ist: die Verpflichtung zu einem aufrichtigen interreligiösen Dialog.

#### **(4) Verpflichtung zum aufrichtigen interreligiösen Dialog**

Der Dialog mit anderen religiösen Traditionen ist für uns Christen nicht fakultativ, zu ihm gibt es keine Alternative. „Die Verkündigung des Evangeliums ist ... untrennbar verbunden mit dem interreligiösen Dialog.“ (Proposer la foi, 1. Teil, II.3.) Von daher ist es gut, dass sich hier auf dem Gelände der Hochschule in direkter Nachbarschaft zum Institut für Weltkirche und Mission auch die Fachstelle CIBEDO befindet, die im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz den Dialog mit dem Islam fördern und theologisch begleiten soll.

Wir wissen uns dem Dialog mit den Gläubigen anderer Religionen, nicht zuletzt und gerade auch auf der Ebene der Theologen verpflichtet. Der interreligiöse Dialog dient nicht der Bekehrung des anderen zum eigenen Glaubensweg. Er dient dem Anliegen, sich gegenseitig verstehen zu lernen, die Gründe des anderen für seinen Glauben zu verstehen und dem anderen die Plausibilität und Gründe für den eigenen Glauben nahezubringen. In dem Dokument „Proposer la foi“ der französischen Kirche ist es so formuliert: Der interreligiöse Dialog, der Dialog mit Gläubigen, die sich zu anderen religiösen Traditionen bekennen „erlaubt kennenzulernen, wie die Gottsuche und die Beziehung zu Gott – in aller Differenz – eine menschliche Existenz prägt.“ (1. Teil, II.3.)<sup>16</sup> Darum geht es: fragen, kennenlernen, zuhören und sich interessieren, wie der andere seinen Glauben lebt und versteht; denn wir wissen: Den Glauben an den Gott Jesu Christi können wir nur anbieten, bezeugen, vielleicht wenigstens bis zu einem bestimmten Punkt auch intellektuell eröffnen. Das ist nicht zuletzt die Aufgabe der Theologie. Das Werk der Bekehrung ist aber nicht unser Werk.

---

<sup>15</sup> Vgl. Röm 12,12.

<sup>16</sup> Vgl. Evangelii nuntiandi, 53: „Die Kirche respektiert und schätzt die nichtchristlichen Religionen. Sie sind ja lebendiger Ausdruck der Seele breiter Gruppen. In ihnen wird die Gottsuche von Millionen deutlich, ein unvollkommenes Suchen, aber oft gelebt mit großer Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens. Sie besitzen einen eindrucksvollen Schatz tief religiöser Schriften. Zahllose Generationen von Menschen haben sie beten gelehrt. In ihnen finden sich unzählbar viele ‘Samenkörner des Wortes Gottes’“.

Darum würde ich übrigens auch nie von Mission als Bekehrungsversuch sprechen in dem Sinne, dass die Bekehrung das Werk dessen ist, der missionarisch seinen Glauben bezeugt. Die Bekehrung ist immer Gottes Werk, das Werk seiner universalen Liebe. Dialog ist deshalb nach Auffassung von Johannes Paul II. eine Tätigkeit, die „Gründe, Erfordernisse und Würde eigener Art“ hat. Die Föderation der asiatischen Bischofskonferenzen sagt, ganz auf dieser Linie, dass der Dialog „niemals zu einer Strategie gemacht werden (darf), um Bekehrungen zu produzieren.“<sup>17</sup>

Aber wir brauchen in einer immer mehr zusammenwachsenden Welt das gegenseitige Verständnis, den Abbau von Vorurteilen, ich sage auch: menschliche Zuneigung zueinander, auch wenn wir verschiedenen Religionen angehören und aus verschiedenen religiösen Kulturen kommen; denn wir wollen – und dazu gibt es keine Alternative – gemeinsam diese unsere Welt als friedliche und gerechte Welt gestalten. Und da liegt wahrhaftig noch viel gemeinsame Arbeit vor uns.

In diesem Rahmen will das Institut für Weltkirche und Mission, das wir heute gründen, theologisch arbeiten. Zum einen wird das Fach Missionstheologie, Weltkirche und Mission hier an der Hochschule Sankt Georgen seinen festen Ort haben in Lehre und Forschung, auch in der Kooperation mit den anderen theologischen Fächern. Ziel ist es, darüber hinaus ein Forum zu schaffen, das den Dialog mit der Weltkirche intensiviert und den missionarischen Auftrag der Kirche im Geist des Evangeliums reflektiert: in Kooperation mit Theologinnen und Theologen aus aller Welt, in Zusammenarbeit mit den kirchlichen Werken, den Diözesen, Ordensgemeinschaften und anderen kirchlichen Einrichtungen, insbesondere auch mit den anderen missionswissenschaftlichen Lehrstühlen und Instituten in Deutschland. Davon versprechen wir uns auch Anregungen und Inspiration für unser Christsein und Kirchesein in Deutschland.

Ich nenne hier auch ganz bewusst noch einmal die Gruppe der ausländischen Priester, die in Deutschland leben, studieren und arbeiten. Sie bringen Erfahrung mit, die ein Reichtum sind. Diese Schätze müssen wir nur heben. Sie machen aber auch Erfahrungen in Deutschland, die es zu verarbeiten gilt. Hier benötigen sie vielleicht auch manchmal noch mehr Begleitung, als wir ihnen bisher gewähren.

Ich kann nur sagen, dass sich unser Institut als wissenschaftliche Einrichtung versteht, die auf die Kooperation mit Ihnen allen angewiesen und dazu bereit ist. Lassen Sie uns gemeinsam die Möglichkeiten nutzen, die mit diesem Institut gegeben sein werden! Für Anregungen, für Ideen

---

<sup>17</sup> Federation of Asian Bishops' Conferences (FABC), in: G. Rosales und C.G. Arévalo (Hg.): For All the Peoples of Asia, New York 1992, zit. in: 34. Generalkongregation (Anm. 11), 432f.

zu gemeinsamen Forschungs- und Ausbildungsprojekten und anderes sind wir offen. Ich bitte Sie ausdrücklich darum.

## **Fazit**

So komme ich zum Schluss meiner Überlegungen. Wir wollen und können als Christen und Kirche gar nicht anders, als missionarisch Kirche zu sein. Kirche ist Mission. Wir sind als Getaufte hineingenommen in die Mission Jesu Christi, der gekommen ist, damit die Menschen in ihren jeweiligen kulturellen Zusammenhängen an der Dynamik des Reiches Gottes teilhaben, und zwar nicht als Entfremdung von außen, sondern auf der Basis der Annahme der eigenen Kultur und der Chance der Entfaltung aller guten Kräfte, die in ihr wirken.

Wenn wir das Gesagte ernst nehmen, können wir heute auch nicht mehr so eindeutig unterscheiden zwischen Ländern, die wir „Missionsländer“ nennen können, und anderen Ländern, die das nicht sind. Wir haben es spätestens seit dem 20. Jahrhundert mit globalen strukturellen Veränderungen zu tun, die durch Stichworte markiert sind wie Migration, Flüchtlingsbewegungen, Verstädterung, Entchristlichung von Ländern mit christlicher Tradition. Ich denke auch an die Ausbreitung von allen möglichen religiösen Sekten, Messianismen und Kulturen.<sup>18</sup>

Die damit verbundenen Herausforderungen für die Verkündigung der Botschaft vom Gott Jesu Christi sind in fernen Ländern präsent, aber auch mitten unter uns. Wir können und wollen uns nicht in das Ghetto und die scheinbare Sicherheit der vier Wände der Überzeugten und Frommen zurückziehen, schon gar nicht wollen wir uns auf die nationalen Grenzen der eigenen Ortskirche zurückziehen. Wir wollen Kirche der Völker sein und in der Welt leben, in all den Kulturen und Subkulturen, in denen Menschen heute leben – um dort den Gott Jesu Christi zu bezeugen.

Nur sollten wir gewarnt sein: Wenn wir uns darauf einlassen, dann verändert das wahrscheinlich nicht nur die Welt um uns, sondern auch uns selbst.

Aber was hat Jesus anderes gewollt?!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Albert-Peter Rethmann  
Institut für Weltkirche und Mission  
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen

---

<sup>18</sup> Johannes Paul II., *Redemptoris missio*, 32.